Zeitschrift: Schweizer Kunst = Art suisse = Arte svizzera = Swiss art
Herausgeber: Visarte Schweiz
Band: - (2001)
Heft: [1]: Anfänge : eine fotografische Geschichte

Artikel: Kunstkarrieren
Autor: Paucic, Sandi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-624226

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kunstkarrieren

Sandi Paucic

Vier Studierende der F+F Schule für Kunst und Mediendesign Zürich

Ivan Pavan (28), erstes Semester

Seit drei Wochen bin ich jetzt an der F+F im Kunststudium. Bisher gefällt es mir gut, ich habe schon viele gute Wipes bekommen von den Schülern und Lehrern. Zum Beispiel die Kunstgeschichte: Da gibt es viel Input. Ich habe gemerkt, dass es sehr wichtig ist, die Kunstgeschichte zu kennen, und dass man vieles davon in die eigene Arbeit übernehmen kann. Der Dozent für Bildtheorie, Christian Doelker, geht darauf ein, wie man Bilder beschreibt, und das hilft auch, die eigenen Bilder lesen zu können. Was interessant ist, sind die verschiedenen Zeitepochen.

Ich zeichne, seit ich klein bin. Ich fing mit Stillleben an, die ich in Farbstift ausführte. In Büchern betrachtete ich immer wieder Bilder, z. B. von Dalí und von Picasso, von Max Ernst und Alberto Giacometti, die mich besonders beeindruckten. Man nahm meine Tätigkeit in der Familie nicht so wahr, ich bin der Einzige, der sich damit auseinander setzt.

Meine Jugend war nicht die beste Zeit für mich. Als Bäckerlehrling konnte ich mein Zeichentalent nur beim Dekorieren von Torten und Kuchen umsetzen, ich konnte da also zwar auch gewisse eigene Ideen verwirklichen, hatte aber nach der Lehre keine Lust, als Bäcker zu arbeiten. Das frühe Aufstehen machte mir gar keinen Spass und ebenso wenig die Tätigkeit im Innenraum. Ich arbeitete also zehn Jahre auf dem Bau als Hilfsarbeiter, Maler und Gipser, Maurer, Sanitärinstallateur und machte auch andere Jobs: Am Flughafen Kloten zum Beispiel baute ich Stahlgerüste, die bei der Überholung der Flugzeuge benötigt werden. Dann war ich Pizzaiolo und arbeitete im Service. Schlussendlich waren all das Brotjobs, um meine eigene Arbeit, die Malerei, machen zu können.

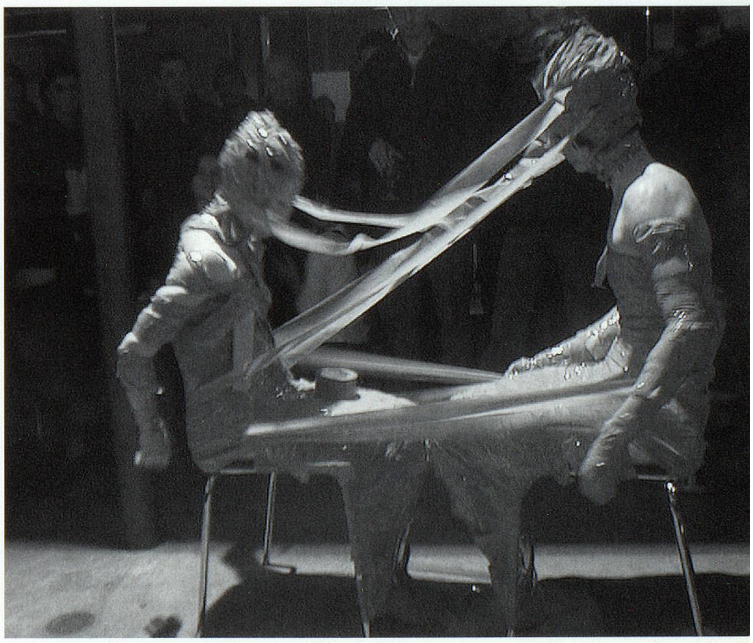
Ich habe die Bilder nie gezählt, die ich in dieser Zeit gemalt habe. 1997 machte ich meine erste Ausstellung in einer illegalen Zürcher Bar. Dort stellte ich Gemälde und Zeichnungen aus. Es waren figürliche und abstrakte Arbeiten in Acryl darunter, ich bekam gutes Feedback von den Leuten, die kamen, und verkaufte sieben Bilder. Sie kosteten zwischen 500 und 1500 Franken. Die Motive waren eher dunkel in der Art – ausdrucksstark. Es waren so Erlebnisse, die ich verarbeitete, in denen sich ein Lebensabschnitt widerspiegelte: Im Alter von 18 hatte ich mit Drogen zu tun: Kokain und Heroin. Drei Jahre war ich in der Szene. Auch den Platzspitz habe ich mitbekommen. Irgendwann war mir klar, dass ich aufhören musste, dass ich sonst draufgehen würde. Viele meiner Bilder waren von diesem Drogenelend beeinflusst. Ich habe auch gute Kollegen verloren in der Drogenszene, Leute, die ich seit der Kindergartenzeit kannte. Den Ausstieg habe ich selber geschafft, indem ich mich einsperrte. Ich schloss mich ins Zimmer ein und ging nicht mehr raus, zweieinhalb Wochen wars ein Horror und danach gings.

Im vergangenen Dezember, ich arbeitete gerade als Plakatierer, sah ich zufälligerweise den Schriftzug der F+F an der Eingangstüre der Schule und dachte, ich gehe da mal rein und frage nach. Sie gaben mir Infomaterial, und ich konnte auch gleich zum Rektor gehen. Ich fragte ihn, ob ich ihm meine Arbeitsmappe zeigen könne, zwei Tage später brachte ich sie. Er

schaute sie an, sagte aber, die vorgelegten Arbeiten seien sehr stark von Hans-Ruedi Giger angehaucht und ich solle doch noch anderes zeigen. Zeichnerisch, meinte er, hätte ich Talent, ich müsse also keinen Vorkurs mehr machen und könne möglicherweise direkt ins Kunststudium eintreten. Er gab mir Zeit bis Anfang Januar, um auch noch anderes zu liefern. An dem Tag habe ich meine Materialien zusammengesucht und die Mappe neu zusammengestellt. Mit Daniel Hauser, dem Fachleiter, habe ich dann anschliessend auch gesprochen, er fragte mich vor allem nach meiner Motivation und ob ich es mir zutraue, die Schule durchzuziehen. Dann musste ich noch eine zeitlang warten, konnte dann aber nach positivem Bescheid gleich im März ins Sommersemester einsteigen. Da fiel mir ein Stein vom Herzen.

Ich weiss noch nicht, was mich an der F+F am meisten weiterbringen wird. Für mich ganz neu ist der Umgang mit dem Computer, wovon ich vorher keine Ahnung hatte. Ich habe gesehen, wie man Bilder gestalterisch bearbeiten beziehungsweise manipulieren kann. Ich empfinde es aber als zwiespältig, wenn man Fotos so stark überarbeitet. Vielleicht gehe ich auch mal während des Studiums ins Ausland. Als eine der Möglichkeiten für nachher könnte ich mir vorstellen, als Zeichenlehrer zu arbeiten.

Am vergangenen Montag war ich an einem Performance-Event der F+F in der Zürcher Spheres Bar. Da kamen eine Koreanerin und eine Brasilianerin, die beide an der F+F studieren, auf die Bühne, und die eine füllte eine Flüssigkeit – Speiseöl – in einen Koffer, die andere zog Äpfel aus ihren Stiefeln und schmiss sie in der Gegend herum, einige auch ins Publikum. Ich dachte über den Sinn der Sache nach. Da sassen auch noch ein Mann und eine Frau in Unterwäsche auf Stühlen und haben sich gegenseitig von unten bis oben und sogar über den Kopf mit Klebeband umwickelt. Nachdem ich da eine Weile zusah, fand ich das mit den Klebebändern recht tiefgründig: zwei verschiedene Menschen, Mann und Frau als Verbindung. Am Schluss haben sie die Bänder dann aufgeschnitten und sich wieder befreit. Es war wie das Bild einer Beziehung, die wieder aufgeht, so was geht ja auch im realen Leben ab. Diese Performance gefiel mir am besten. Ein anderer Performer trug den ganzen Abend lang ein Schild mit der Aufschrift «Alles ist möglich». Er stand im Raum herum und hielt das Schild jeweils über längere Zeit hoch. Der Satz gefiel mir gut, weil er eine Tatsache wiedergibt: Wenn man etwas will, muss man dran arbeiten, zunächst sind die Türen verschlossen, irgendwann dann gehen sie auf, man darf sich nie selber aufgeben, sondern muss dran arbeiten.



Sandra Wullschleger (26), sechstes Semester

Aus dem Rolf-Schmid-Archiv

«Ich habe festgestellt, dass sich ganz in der Nähe des Lebens, in dem man zufällig gelandet ist, ein anderes befindet, das man genauso gut (oder schlechter oder besser) hätte führen können. Wenn man öfter mal die Brille wechselt, kann man das leicht ausprobieren.» Diese Bemerkung hat Rolf Schmid mal gemacht. Doch ich will von Anfang an erzählen:

Dass ich ihn (Rolf Schmid) kennen gelernt habe, ist einer Reihe von Zufällen zu verdanken. Wahrscheinlich stand am Anfang die zufällige Begegnung meines ersten Freundes mit einer anderen Frau. In der Folge dieser Begegnung verliess mich dieser und schenkte mir (zum Trost vielleicht) seine alte Fotokamera. Ich begann also zu fotografieren, so ziemlich alles, was mir vor die Linse kam, und da ich auch bald eine Dunkelkammer-Ausrüstung beisammen hatte, produzierte ich wild drauflos, Vergrösserungen in grosser Anzahl und in allen möglichen Formaten. Die entstehende Bilderflut konnte ich mit Koffern gut eindämmen. Darin verstaut und aus den Augen erübrigte sich auch die Frage, was mit den Bildern weiter anzufangen sei.

Jahre später zog ich wieder mal los, einen neuen Koffer zu beschaffen. Im Brockenhaus fand ich einen, der mir besonders gut gefiel. Da waren Aufkleber drauf, die von einer Reise zeugten, die ich damals schon seit längerem für mich ins Auge fasste (Über Griechenland und damaliges Jugoslawien bis in den Nahen Osten). Ich kaufte den Koffer, ohne zu ahnen, dass der vorherige Besitzer noch darin zu finden war, nämlich in Form einer peruanischen Führerlizenz aus dem Jahr 1961. So stellte er sich mir als Rolf Schmid vor, und ich erfuhr seine Haut- und Augenfarbe, sein Alter (28), und dass er vor Jahren mit einer Julia diese Koffer-Reise unternahm, wobei er bis Israel kam, Julia hingegen nur bis Istanbul. Rolf zeigte mir die Reisefotos und erzählte dabei Geschichten von Kindern, die Spinnen verstümmeln, von der Sache mit dem General in Peru, von seiner Tante Gertrud. Über seine Mutter, von der er auch Fotos zeigte, wollte er hingegen partout nichts erzählen.

Rolf verschwand so plötzlich, wie er aufgetaucht war, d.h., kurze Zeit nachdem er mir alle Fotos gezeigt und die Geschichten dazu erzählt hatte, war er weg. Den Führerausweis und die Fotos liess er zurück. Wie auch seine Brille. Wo Rolf Schmid heute ist, weiss ich nicht. Eine Nachfrage bei den peruanischen Behörden blieb unbeantwortet.

Aber gelegentlich lässt er mir Fotos oder Dias zukommen (d.h., ich bin mir ziemlich sicher, dass die von ihm kommen), so genannte Knipserbilder aus privaten Alben. Die darauf abgebildeten Menschen sind mir zwar auf den ersten Blick unbekannt, die Motive aber sind dieselben wie auf Rolfs Fotos: Ferien, Familie, Freunde, das Zuhause. Aufnahmen, wie sie sich in den meisten Haushalten hierzulande ähnlich sind (bis hin zur Austauschbarkeit) und die nebst Erinnerungscharakter für die Betreffenden auch Beweiskraft haben im Sinne von: «So ist es gewesen.»

Mittlerweile hat sich ein Schrank voll mit solchen Bildern gefüllt, und ungeachtet des Durcheinanders darin spreche ich von einem Archiv, dem Rolf-Schmid-Archiv (RSA), was streng genommen nicht ganz korrekt ist. Dass die fotografischen Dokumente noch nicht ordentlich beschlagwortet, nummeriert und abgelegt sind, wie sich das für ein Archiv gehört, liegt nur teilweise an mir resp. meiner Nachlässigkeit. Vielmehr stelle ich ein – wie soll ich sagen? – «Eigenverhalten» der Bilder fest, sich zu tummeln und untereinander zu vermischen. Längerfristig hoffe ich doch – ohne damit den Bildern Schaden zuzufügen – ein Ordnungssystem einführen zu können, welches genügend Spielraum offen lässt. Ein schwieriges Unterfangen, aber ich habe schon jemanden gefunden, der in solchen Dingen sehr kompetent ist. Diese Person heisst ebenfalls Rolf. Ehrlich. Rolf Muggli, um genau zu sein.

So weit kurz zusammengefasst die Entstehungsgeschichte des Rolf-Schmid-Archivs. Und warum es dazu kam, dass ich

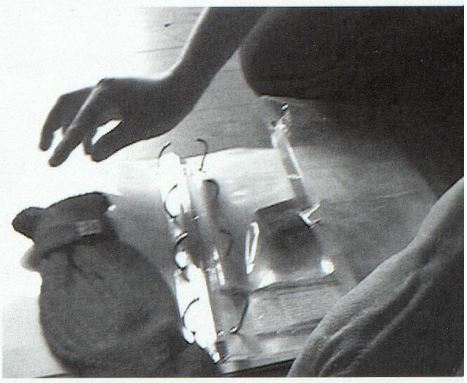
mich seit geraumer Zeit vorwiegend mit so genannter Knipserfotografie (nicht zu verwechseln mit Lomo) auseinander setze/faszinieren lasse.

Obwohl Knipserbilder im Allgemeinen etwas Flaches, Hingestelltes an sich haben, empfinde ich die vielfach unvereinbaren, zufälligen Szenarien von Dingen und Personen, die für die Erinnerungsfotografie bezeichnend sind, als einen Beweis für ihre Lebendigkeit, vielleicht sogar als Beweis einer erhöhten Materialisationskraft unsichtbarer Phänomene, die in den Knipserbildern angelegt ist. Letzteres sei nur so am Rande erwähnt. Viel wichtiger: Durch eine «unschuldige» Haltung ermöglicht der Knipser dem Unbestimmten, sich passierend zu zeigen. Diese Haltung als eine mögliche Haltung stelle ich auch bei Performance-Künstler/-innen fest. Und ebenfalls wichtig: Es geht auch um das Leben der abgebildeten Leute. Wie fern oder wie nah sind mir diese?

Je nach Blick auf die Dinge können sich die Fotos im Rolf-Schmid-Archiv öffnen, oder sie bleiben auch zu. Mit solchen Geschichten hab ich es momentan zu tun.

Wie Rolf-Schmid-Archiv-Bilder auf die Transformation reagieren werden, die ich im Rahmen der Diplomarbeit beabsichtige, ist mehr als unklar. Neue Fragen tauchen ständig auf. Zum Beispiel, ob die abgebildeten Personen und Dinge einen Digitalisierungsprozess überhaupt überleben werden. Diese Frage ist für mich besonders wichtig, weil, wenn das nicht funktioniert...

Aber: Inwiefern hat das Ganze noch mit Fotografie zu tun? Bewege ich mich am Ende bereits im Bereich der Malerei oder der Zeichnung? Wenn ja, will ich das und warum, und was gilt es dann zu berücksichtigen? Hintergrund, Vordergrund, Positionierung, etc. etc. So eine Ausbildung kann einen ganz schön konfus machen! Bis zum Diplom bleibt nicht mehr viel Zeit. Der Druck steigt. Die Unbeschwertheit schwindet. Aber spannend bleibt es trotz Kopfzerbrechen.



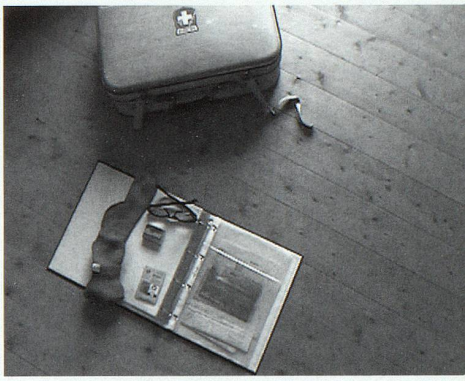
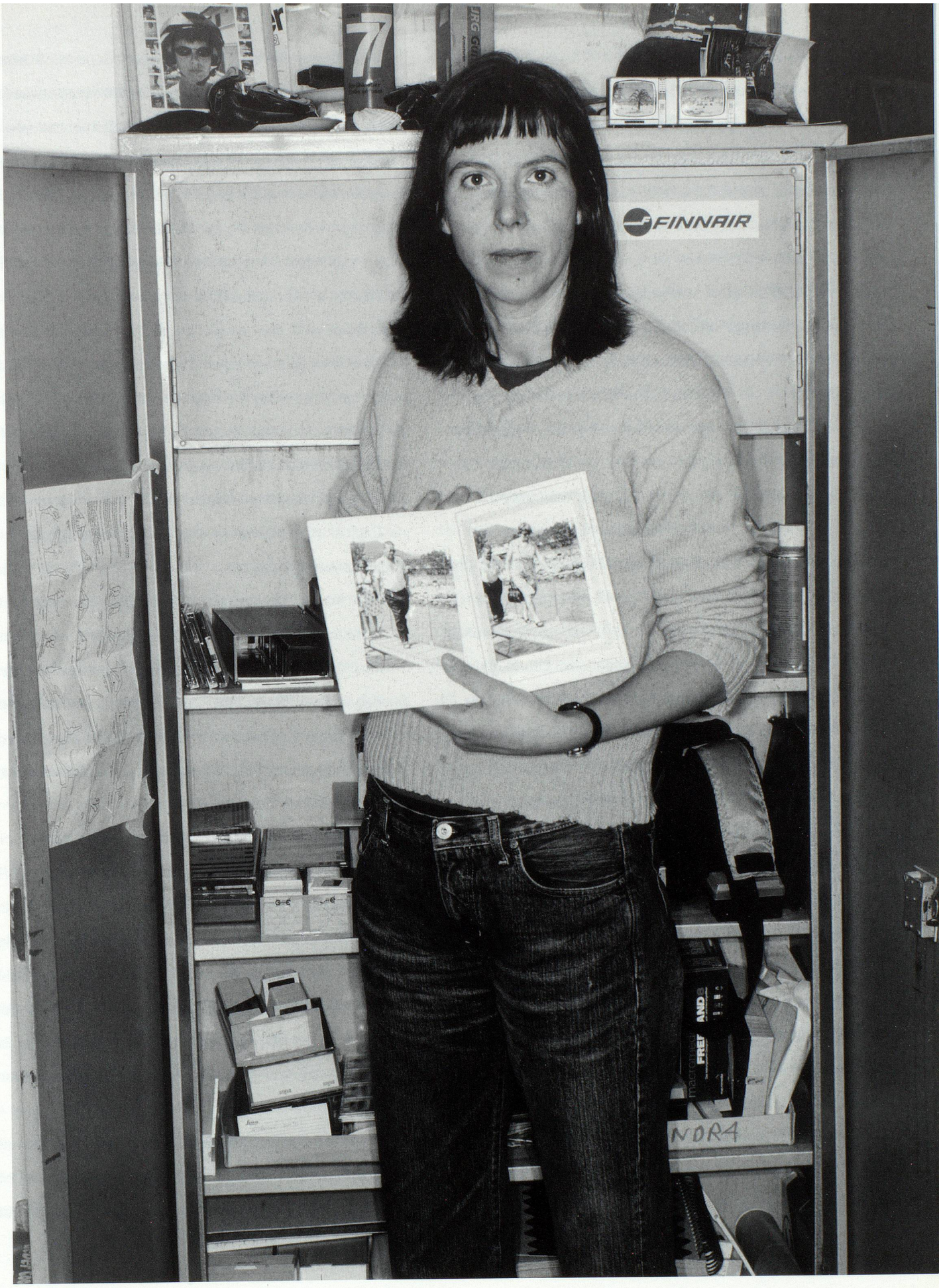


Foto: © Basil Stücheli

Ivan Pavan, Foto: © Basil Stücheli, 2001



Sandra Wullschleger, Foto: © Basil Stücheli, 2001

Nadine Agous (21), drittes Semester

Nach dem F+F-Studium als freie Künstlerin tätig zu sein, hiesse in meinem Fall, in der HipHop-Szene aktiv zu werden: Comics zeichnen, Flyers entwerfen und Caracters, die ich für Kleiderdesign verwende, z. B. für eine neue Kleidermarke, die demnächst rauskommen wird, oder auch Tatoo-Entwürfe. Ich habe jetzt gerade auch Aufträge für Flyers oder Covers für Mixed Tapes in Arbeit. Die Covers können ganz unterschiedliche Motive aufweisen, Gesichter, gefühlsbetonte Schriftzüge, was mir halt gerade einfällt. Die Ideen für meine Arbeit nehme ich aus dem Alltag, Situationen, die ich erlebe, Graffiti-Bilder, die ich sehe...

Die HipHop-Szene ist mein Leben. Es gibt hier Leute, die aktiv etwas dazu beitragen, z. B. die DJs, die Writers, die Graffiti-Sprayer also, es ist ein Lebensgefühl, man macht sich bekannt in der Szene mit seiner Tätigkeit, dann hat man ein bestimmtes Ansehen, das gibt Respekt, wenn man gut ist. Das Szenenleben ist vor allem auf das Wochenende bezogen. Die meisten Leute sind zwischen 16 und 30, es ist ein recht breites Spektrum an Leuten, viele sind noch in der Ausbildung. Ein häufiger Treffpunkt ist das Dynamo oder auch die Rote Fabrik in Zürich. Die Rote Fabrik ist ein Kulturort, wo viel Leben ist, dort ist es normal, dass man sich frei ausdrücken kann, immer wieder gibts Partys. Wem die Rote Fabrik gehört, weiss ich nicht, es ist mir auch egal, die stellten dort mal Stoffe her oder so etwas. Wichtig ist, dass man in der Roten Fabrik legal sprayen gehen kann, man hat dann seine Zeit, um die Arbeit in Ruhe auszuführen. Das ist ein Vorteil, aber auf der anderen Seite fehlt dafür der Kick. Mir persönlich geht es aber hauptsächlich darum zu zeigen, was ich kann. Das kann ich schlecht unter Zeitdruck.

Die Schweiz finde ich spiessig, aber ich möchte auch nicht sagen, dass wir es schlecht haben hier. Jeder bekommt Sozialhilfe, der sie braucht. Ich finanziere mein Studium auch mit Hilfe von staatlichen Stipendien, der Staat hat mir in dieser Hinsicht schon sehr weitergeholfen, sonst wäre ich ziemlich schlecht dran.

Wir wollen die Welt farbig machen, denn die Städte sind grau. Die Farbe ist Leben, gibt das Gefühl, dass etwas lebt. Die Bilder der Hip-Hop-Szene sagen damit auch etwas aus, gleichzeitig verewigt man sich selber durch Graffitis. Es ist schon ein Reiz, wenn man mit der S-Bahn fährt und eines seiner Bilder sieht und weiss, dass sie zur Kenntnis genommen werden. Es gibt ja auch viele Leute, die sich aufregen über die Graffitis. Klar, die Hausbesitzer regen sich darüber auf, weil ihr Eigentum beschädigt wird, aber es gibt Leute, die regen sich sowieso über alles auf, weil es ihnen sonst langweilig wäre. Ich will nicht bestreiten, dass auch Provokation dahinter steckt. Der Reiz des Verbotenen, der Regelverstoss, wieso kann man das nicht einfach ansehen als eine neue Art von Kunst? Klar, Graffitis gibts schon lange, mindestens seit den 70er-Jahren, damals kam es zur Explosion, aber wirklich ursprünglich fings irgendwo in Südafrika an – glaube ich.

Ich mache das Kunststudium an der F+F, obwohl ich nachher nicht unbedingt in einem rein künstlerischen Beruf tätig sein möchte. Ich denke darüber nach, ob ich später einen Quereinstieg in einen grafischen Beruf machen sollte. Künstlerin zu werden, ist mir zu unsicher. Ich möchte lieber einen geregelten Monatslohn haben. Vielleicht werde ich aber neben meiner Brotarbeit als freie Künstlerin tätig sein.

Die Ausbildung ermöglicht mir den Einblick in verschiedene Gebiete der Kunst und der künstlerischen Arbeitsmittel. Besonders wichtig ist mir die Auseinandersetzung mit den elektronischen Mitteln der Gestaltung, ich möchte aber ganz allgemein ein breites Wissen über die Kunst mitnehmen können. Zurzeit bin ich im dritten Semester und damit fast in der Mitte des Studiums. Leider ist Künstler kein staatlich anerkannter Beruf, denn dass wäre echt geil, wenn man sich anstellen lassen könnte.

Kunstgeschichte habe ich auch besucht, verstand aber häufig nur Bahnhof. Es ist aber dennoch interessant zu hören, was andere Kunstschaffende machen und denken. Ein Künstler

ist ein Chaot für mich. Er hat nichts Geordnetes, bei mir jedenfalls ist das so. Ich weiss nicht, ob ich mich als Künstlerin bezeichnen kann, das klingt meist so eingebildet. Klar, ich bin an einer Kunstschule, aber man kann sich Künstlerin nennen, wenn man wirklich voll auf dem Gebiet tätig ist. Ich hasse das Wort Künstler. Wenn mich Leute ansprechen, du bist ja Künstlerin, weiss ich gar nicht, was darauf antworten, und bin wie vor den Kopf gestossen. Ich sage dann, ja schon, aber doch nicht wirklich.

Den Ästhetikdozenten Gerhard Lischka finde ich geil; ich finde es besonders gut, dass er kein Blatt vor den Mund nimmt und einfach sagt, was er denkt. Er sagt viel, und ab und zu verstehe ich nicht, was er meint, denn er braucht sehr viele Fremdwörter, die ich noch nicht kenne. Es gibt auch den Fall, dass ich den Faden total verliere, dann zeichne ich einfach im Unterricht. Meistens gehen wir nach dem Unterricht mit Lischka auch noch in Ausstellungen, wir diskutieren die Werke, die wir dort sehen, und philosophieren darüber.

Beim Aktzeichnen habe ich auch schon mitgemacht, aber ich schaffs nicht regelmässig jede Woche, da ich gerade donnerstags, wenn es jeweils im F+F-Atelier in der Roten Fabrik stattfindet, arbeiten muss. In der Performance, die an der F+F auch unterrichtet wird, geht es eher darum, sich selber darzustellen, die veränderte Form seines eigenen Denkens. Es geschieht dort manchmal Strubes, zu Abgehobenes, sodass dieses Fach nicht unbedingt meine Sache ist. Gustavo Hanson, einer der Mitstudierenden, fuhr zum Beispiel einmal nackt auf einem Mofa im Kreis herum und machte auch ein Video davon. Vielleicht wollte er damit eine Aussage zu seinem Schwulsein machen, ich habe ihn aber nie danach befragt, was er damit genau meinte. Sinnlos war die Aktion jedenfalls nicht, solche Sachen sind eh nie sinnlos, nur ich habs nicht verstanden.

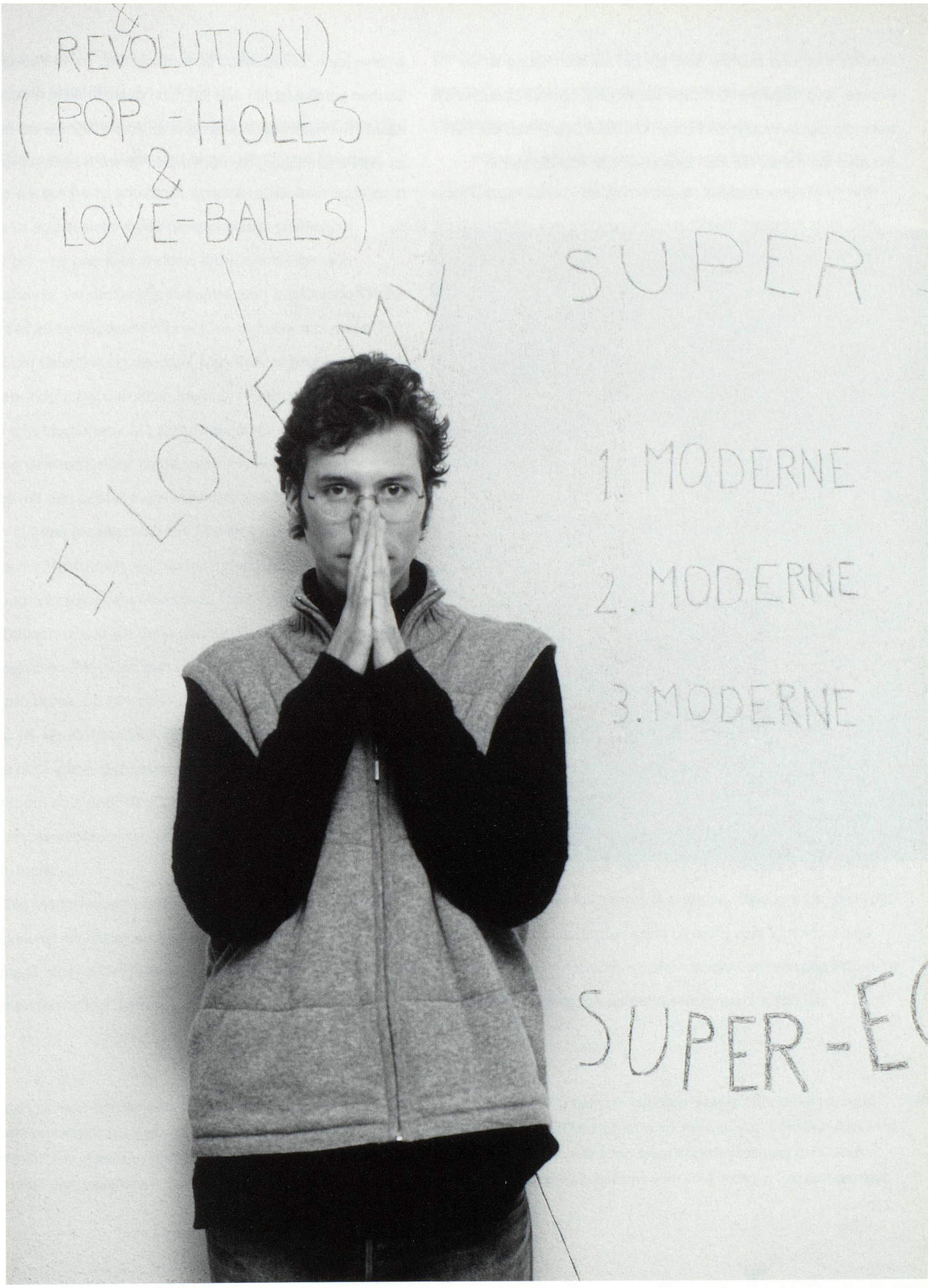
Michael von Graffenrieds Unterricht fand ich bisher am spannendsten. Dieser Fotograf fordert uns sehr stark und fragt auch immer nach, wieso jemand etwas so und nicht anders gemacht hat. Er sagt einem die Meinung ganz direkt ins Gesicht. Darum gibts Leute, die ihn auch gar nicht vertragen. Mit ihm kann man aber so wunderbar fighten.

Letztes Mal, als er hier unterrichtete, arbeiteten wir unter dem Titel «Remake Zurich». Dabei gings um die Stadt und darum, was Zürich repräsentiert und was sich in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten hier verändert hat. Jeder hatte ein Thema: Ich zum Beispiel wählte das Thema Schmerzen. Dabei habe ich als Untertitel Piercing und Tatoos genommen. So was ist ja neu aufgekommen in den vergangenen Jahren. Wir gingen dann auf die Strasse, um zu fotografieren. Da ich selber Piercings habe, ging ich ins Studio, wo ich mir die Piercings machen liess, und fragte die Leute dort, ob ich sie beim Piercen und Tätowieren fotografieren dürfte. Alle haben zugesagt, waren dann aber noch nervöser als sonst. Ich wollte den Augenblick erwischen, indem die Nervosität am höchsten ist, das heisst gerade beim Einstich, das wollte ich fotografisch einfangen. Von Graffenried hatte dann das Gefühl, ich hätte das nicht so recht hingebracht, vor allem die Lichtverhältnisse waren recht schwierig, vor allem hatte ich auch nicht gerade die beste Kamera. Wenn von Graffenried wieder zum zweiten Kursteil zurückkommt, wird er aber die definitiven Arbeiten begutachten.

Die Szene an der F+F finde ich echt multikulturell, es gibt so viele verschiedene Leute hier. Es gibt Comicfreaks, Performer – das sind recht eigene Typen – dann gibts die Ruhigen und Verschlossenen oder die völlig Ausgeflippten. Einer meiner Kollegen malt Bilder, die mich total umhauen, in ihrer Genauigkeit und der Farbgebung. Es beeindruckt mich, wie lange er an so einem Bild arbeitet, auch der Stil ist sehr eigen, ein Mix von Renaissanceelementen und neuzeitlichen Motiven. Ein anderer Kollege von mir zeichnet und malt hauptsächlich Comics, auch er hat einen grossen Einfluss auf mich, allerdings hat er einen an den Graffiti-Künstler Taga erinnernden Stil.

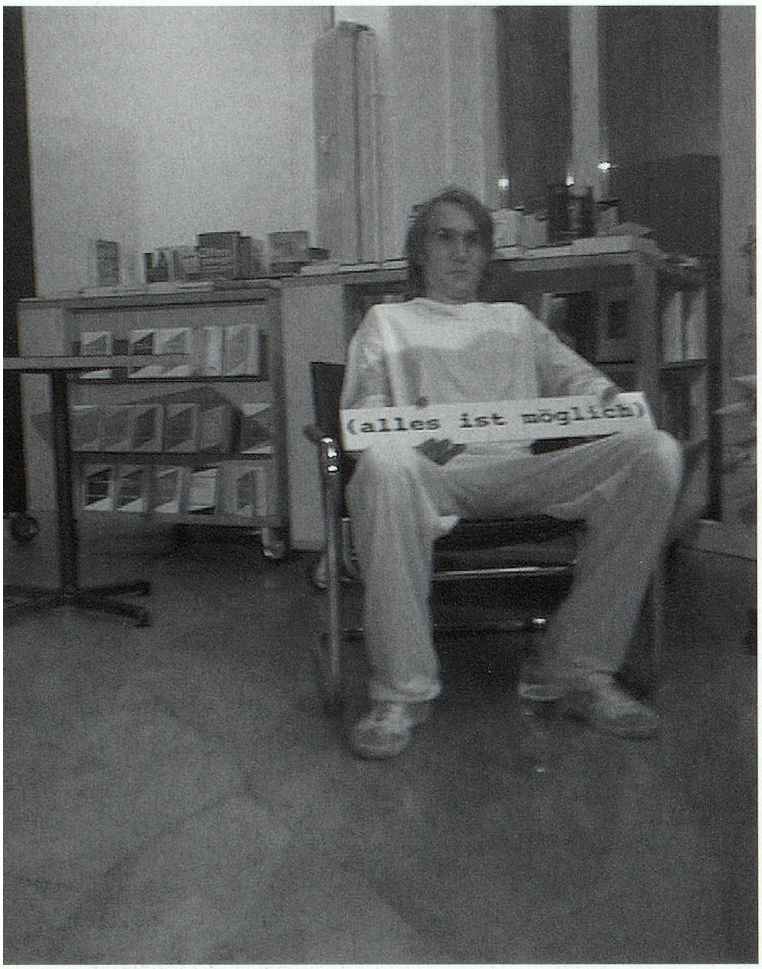
Ich zeichne lieber an der Schule als zu Hause. Manchmal, wenn ich den Unterricht langweilig finde, gehe ich in ein leeres

Nadine Agous, Foto: © Basil Stücheli, 2001



Marius Gubler, Foto: © Basil Stücheli, 2001

Schulzimmer und zeichne dort. Ich bin ziemlich häufig an der Schule, also meistens fünf Tage die Woche, oftmals besuche ich auch die ganze Woche den Unterricht. Das System an der F+F, wo man die Kurse, die man besuchen will, ständig selber wählen kann, stresst mich aber manchmal, wenn zwei gute Sachen parallel laufen und ich mich deshalb nicht entscheiden kann. Was mich besonders nervt an dieser Schule ist, dass wir zu viel Ferien haben, die Ferien sind für mich echt ein Horror.



Marius Gubler (25), Student im fünften Semester

Wir lieben das Neue (M.G. im März 2001)

1. Sie hatte ein kubistisches Meisterwerk erwartet, und dies hier war ein Bild von einem Mann und einem Pferd; und nicht nur waren sie als solche zu erkennen, sondern obendrein auch noch in geradezu aggressiver Weise perspektivisch gezeichnet. Trompe-l'œil – es gab kein anderes Wort, um die genaue Wiedergabe der verkürzten Gestalt unter den trampelnden Hufen des Pferdes zu bezeichnen. Was soll sie denken, was sagen? Sie hatte die Orientierung verloren. Man konnte gegenständliche Kunst bewundern bei den Alten Meistern. Selbstverständlich. Aber bei den Modernen? Mit achtzehn Jahren wäre sie dazu noch fähig gewesen. Aber heute, nach fünf Jahren des Umgangs mit den besten Kunstkennern, war ihre instinktive Reaktion auf das gegenständliche Bild eines zeitgenössischen Künstlers nur Verachtung – ein prustendes Lachen der Verachtung. Worauf wollte Gombauld wohl hinaus? ...

2. Danach würde ich denn doch dafür plädieren, die Zweiteilung zwischen Freunden und Feinden (der modernen Kunst) zu ersetzen durch die zwischen den Freunden und dem Bund für deutsche Hotelbildmalerei (BfdH). Man sage nicht, dass es so etwas nicht gebe. Schliesslich müssen die Bilder, die in den Hotelzimmern so standhaft wiederkehren wie die ewigen Werte der Philosophieprofessoren, ja irgendwoher kommen. Eines schönen Tages ...

3. Die Moderne und damit die moderne Malerei sowie die moderne Kunst im Allgemeinen hat von ihren Anfängen bis heute eine Brems- oder Beschleunigungsspur von etwa neunzig bis zweihundertfünfzig Jahren, je nach geschichtlicher Betrachtung. Der Beginn der Moderne kann in der Romantik angesetzt werden oder in der Vorkriegszeit des ersten Weltkrieges oder auch irgendwo dazwischen.

Wenn ich als Hotelgast ein Bild von Philipp Otto Runge oder Caspar David Friedlich erblicke, kann ich mich durchaus als Betrachter von moderner Kunst fühlen. Natürlich geht dies nur, wenn der Hoteldirektor nicht inzwischen ins Lager der Freunde moderner Kunst gewechselt hat und seinen Hotelgästen nackte Gipswände anbietet, die nicht nur moderner, sondern auch preisgünstiger sind.

Die Zweiteilung der Kunst in ein progressives, ehrliches und unabhängiges Lager und ein heuchlerisches, fundamentalistisches und autoritätshöriges Lager war schon in den Sechzigerjahren schwierig und ist es heute mehr denn je.

The great artist of tomorrow will go underground, eine Behauptung von Marcel Duchamp, die für mich eine wichtige Frage im Zusammenhang mit moderner, oder besser zeitgenössischer, Kunst aufwirft. Hier zeigt sich die Polarität der Problematik. Einerseits steht der Wunsch nach Öffentlichkeit der Kunst auf Seiten des interessierten Publikums genauso wie auf Seiten des Künstlers. Anderseits besteht die Gefahr, dass der Wert der Kunst kurzerhand vom Markt aufgefressen wird.

Der Markt hat natürlich kein Bewusstsein und somit auch keine Schuldgefühle. Damit ist die Frage, wie mit dem gestellten Problem umzugehen sei, eine Frage des einzelnen Menschen (und nicht nur des Künstlers). Ich glaube, dass der Umgang mit dieser Problematik für den artist of today and tomorrow eine Herausforderung darstellt, insofern er die Existenz des Problems überhaupt anerkennt, was nicht selbstverständlich ist.

Ich meine damit nicht nur den Kunstmarkt im Speziellen, sondern auch eine moralische Grundhaltung der heutigen Gesellschaft, deren höchster Wert in der Produktivitätssteigerung und der Gewinnmaximierung besteht. Wie jede moralische Ordnung ist auch diese sinnlos. Wer nach dem Sinn fragt, bekommt das Märchen vom bösen Wolf zu hören; – aber der Untergang des Kommunismus ist noch lange keine Bestätigung der Gültigkeit und Richtigkeit des Kapitalismus. (Meines Erachtens sollte diesbezüglich eher der Gedanke eines Scheiterns auf zwei Ebenen in Betracht gezogen werden.)